

## **FLUCHT AUF LEBEN UND TOD ...**

### **Die Fluchtkatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa 1944/45 Band V/03**

#### **Die Flucht vor der Roten Armee aus Jugoslawien**

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete über die sowjetischen Vorstöße nach Jugoslawien; Evakuierungsmaßnahmen und die Flucht der Jugoslawien-Deutschen (x006/85E-89E): >>Evakuierung und Flucht der deutschen Bevölkerung aus Jugoslawien

Der Ablauf der politischen und militärischen Ereignisse brachte es mit sich, daß Umsiedlungspläne und Umsiedlungsaktionen in Evakuierungsmaßnahmen und Fluchtbewegungen übergingen, ohne daß die einen ohne weiteres von den anderen unterschieden werden könnten. So wurde, ehe sich im Herbst 1944 die Front den Grenzen des ehemaligen Jugoslawiens un-aufhaltsam zu nähern begann, ein Teil des Kroatiendeutschtum von einer Evakuierungswelle erfaßt, die sich noch in enge Verbindung mit Himmlers Umsiedlungsplänen seit dem Sommer 1942 bringen läßt. Im Januar 1944 hatte Himmler nämlich die Umsiedlung der Volksdeutschen aus den "bandengefährdeten" Gebieten Westslawoniens nach Syrmien angeordnet und damit nach knapper Jahresfrist auf einen Kompromißvorschlag der VOMI und des Auswärtigen Amtes zurückgegriffen, mit dem die Diskussion einer Gesamtumsiedlung der Volksgruppe in Kroatien abgeschlossen worden war.

Die Aktion wurde im gleichen Monat ohne Wissen des Auswärtigen Amtes, der Deutschen Gesandtschaft in Agram, ja sogar eines Teils der Volksgruppenführung begonnen und in aller Eile von der Waffen-SS ausgeführt. Bis Ende März 1944 wurden ca. 20.000 Deutsche aus fast 30 westslawonischen Gemeinden nach Syrmien und in die Umgebung von Esseg transportiert, wo man sie provisorisch bei deutschen Familien und auf verlassenen serbischen Gehöften unterbrachte. Die kroatische Regierung, die sich übergangen fühlte, widersprach, und das Auswärtige Amt bat dringend um Einstellung der Evakuierung, da politische Rückwirkungen auf die Kroaten und Serben bei einem so überstürzten Vorgehen noch vor der Erntezeit unausbleiblich schienen, wenn die Deutschen weiter als erste flüchteten.

Trotzdem wurde der Abtransport der Deutschen nach Syrmien auch im April 1944 nicht eingestellt, so daß schließlich ca. 25.000 Slawoniendeutsche ihre Siedlungen verlassen mußten. Der Leiter der VOMI befließigte sich, der Aktion den Charakter der Umsiedlung abzusprechen. Tatsächlich waren die Grenzen zwischen Evakuierung und Umsiedlung inzwischen völlig fließend geworden.

Anfang September 1944 gewann dann die Frage einer Gesamtevakuiierung des Kroatiendeutschtums, nunmehr unter dem Zwang der militärischen Lage, d.h. des drohenden russischen Vorstoßes nach Ungarn und der gesteigerten Aktivität der Partisanenbrigaden, erhöhte Bedeutung. Der deutsche Gesandte Kasche sprach sich noch am 6.9.1944 aus Rücksicht auf die kroatische Kampfmoral gegen einen beschleunigten Abzug aus, der SS-Bevollmächtigte Kammerhofer dagegen hatte schon von der VOMI die Vollmacht zur Evakuierung erhalten. In Besprechungen mit der Volksgruppenführung wurde der allgemeine Rahmen für den Abtransport der Deutschen "bei ernster Gefahr" abgesteckt: die Kinder sollten als erste mit der Eisenbahn auf der Linie Esseg - Wien ins Reich gebracht werden, während die Masse der Volksgruppe in Trecks durch Ungarn nachfolgen sollte.

Der dehnbare Begriff der ernstesten Gefahr wurde dahin ausgelegt, daß die Evakuierung der Banater Volksdeutschen oder eine angloamerikanische Landung an der kroatischen Küste als das auslösende Signal gelten sollte. Unter diesen Voraussetzungen erklärte sich auch Ribbentrop mit der Evakuierung einverstanden, doch erst am 25.9.1944 wurde die Agramer Gesandtschaft

vom Auswärtigen Amt instruiert, den Evakuierungsplan mit Kammerhofer abzustimmen. Inzwischen waren die Deutschen in Mittelslawonien in einer Reihe von örtlichen Evakuierungen in Syrmien zusammengeführt worden. Einzelne Siedlungen blieben freilich noch immer von diesen Maßnahmen verschont, vor allem entlang der wichtigen Bahnlinie von Belgrad nach Agram, wo deutsche Truppen stationiert waren.

Dagegen wurden jetzt die bei der Bosnienumsiedlung ausgenommenen deutschen Dörfer Windthorst, Adolfsal und Troschelje regulär evakuiert (22.9.). Die bis Anfang Oktober in Syrmien konzentrierten Volksdeutschen mußten sodann, meist mit Hilfe der Wehrmacht, in überwiegend geschlossenen und geordneten Trecks das Land verlassen, ohne daß sich dieser Abzug streng an die von der Volksgruppenführung ausgearbeiteten Richtlinien gehalten hätte. Durch die Baranja und Südungarn, unterhalb des Plattensees her ihren Weg nehmend, erreichten sie bis Ende Oktober die damalige Reichsgrenze und wurden entweder in Österreich oder aber nach der Weiterleitung bis Schlesien in Landgemeinden untergebracht, aus denen sie z.T. vor den herannahenden Russen erneut nach Westen flüchteten. –

Ende Oktober galten Syrmien und Slawonien als von Deutschen geräumt; nur wer sich freiwillig ausgeschlossen hatte, konnte zurückbleiben. Damit war das Kroatiendeutschtum im Hinblick auf die Kriegslage noch rechtzeitig und in seiner überwiegenden Mehrheit evakuiert worden.

Ungleich schwieriger stellte sich das Evakuierungsproblem in den deutschen Hauptsiedlungsgebieten der Batschka und des Banats dar. Nach der rumänischen Kapitulation am 23.8.1944 und der dadurch ausgelösten militärischen und politischen Verwirrung der letzten Augusttage, auf die der schnelle Vorstoß der "2. ukrainischen Front" Malinowskis in Richtung auf die Theiß folgte, wurden die Volksdeutschen in der 1941 ungarisch gewordenen Batschka und Baranja unmittelbar vor die Entscheidung zur Flucht gestellt.

Aus politischen Rücksichten auf den letzten Bundesgenossen des Reiches in Südosteuropa waren genaue Evakuierungspläne nicht aufgestellt worden. Nur für das Gebiet um Neusatz war eine Räumung in Aussicht genommen, die allerdings auch erst in den ersten Oktobertagen überhastet und nur teilweise verwirklicht wurde. Als der russische Angriffskeil nördlich an Groß-Betschkerek vorbei auf Neusatz zu in die südöstliche Batschka vorstieß, wurde am 4.10. in der Stadt zur Flucht aufgefordert; am 9.10. verließen sie die letzten Flüchtlinge auf einigen donauaufwärts fahrenden Kähnen.

Südlich der Linie Apatin - Tschervenka, also im Südteil der Batschka, setzten sich Trecks zwischen dem 8. und 11.10.1944 in Marsch; einem Teil der Volksdeutschen gelang es, den bequemeren Schiffsweg bis Mohács zu wählen, wo auch die Trecks eintrafen, um weiter nördlich bei Baja die Donau zu überqueren.

Kleinere Gruppen konnten von Mohács oder doch von Ödenburg aus die Bahn benutzen, während die Trecks gewöhnlich nach zwei Monaten beschwerlicher Reisezeit in den schlesischen oder oberösterreichischen Auffangquartieren eintrafen, die sie im März oder noch im April 1945 in erneuter Flucht vor der Roten Armee verließen.

In der nördlichen Batschka blieb die Flucht durchweg der Einzelinitiative der Donauschwaben überlassen. Auf dem gleichen Wege wie die Wagenkolonnen aus dem Süden verließen die Trecks der volksdeutschen Bevölkerung die Heimat und machten dann die gleichen Erfahrungen. Vor allem Angehörige der jüngeren Generation zogen die Flucht der von der Besetzung ihrer Dörfer durch Russen drohenden Gefährdung vor, wogegen die Älteren im Vertrauen auf ihre bewiesene Loyalität und nicht gewillt, den ererbten Besitz freiwillig aufzugeben, blieben und das Risiko einer noch ungewisseren Zukunft auf sich nahmen.

War es in der Batschka und Baranja etwa die Hälfte der Deutschen, der die Flucht gelingen sein mochte, so (waren es) bei den Banater Schwaben weniger als ein Zehntel; nur das in Belgrad konzentrierte Deutschum Nedić-Serbiens wurde noch vor Beginn der Belagerung mit

Eisenbahn und Schiffen rechtzeitig evakuiert. Die Volksgruppenführung in Groß-Betschkerek hatte zwar einen minutiös genauen Evakuierungsplan für das gesamte Banat ausgearbeitet, der Befehl zum Aufbruch wurde jedoch in den letzten Septembertagen, als sich die Truppen von Tolbuchins "3. ukrainischer Front" näherten, immer wieder hinausgezögert.

Der höhere SS- und Polizeiführer in Belgrad, Behrens, und sein Vertreter bei der Volksgruppenführung, SS-Brigadeführer Fiedler, widersetzten sich strikt jeder Vorbereitung zur Flucht, und vage Gerüchte über den Einsatz frischer deutscher Verbände oder gar der "Wunderwaffen" bewogen auch die Verantwortlichen um Dr. Janko zu weiterem Abwarten.

Immerhin bedeutete der am 13.-15.9.1944 unternommene Vorstoß deutscher und ungarischer Truppen bis vor Temeschburg insofern ein warnendes Zeichen für das serbische Banat, als die kurzfristige Besetzung des größten Teils des rumänischen Banats sogleich zur systematischen Evakuierung der deutschen Bevölkerung benutzt wurde, deren Trecks durch das serbische Banat nach Ungarn zogen und dort die weitere Entwicklung abwarteten.

Die drohende Gefahr wurde also nicht nur der Volksgruppenführung in Groß-Betschkerek, sondern auch den Deutschen der Dörfer und Städte längs der Durchfahrtsstraßen unmittelbar vor Augen geführt, und fraglos hätte nach dem Scheitern des Angriffs auf Temeschburg mit allem Nachdruck auf eine zu diesem Zeitpunkt noch mögliche Evakuierung hingewirkt werden müssen. Allein Tag für Tag verging in wachsender Spannung, Fragesteller bei der Volksgruppenführung wurden getröstet und zur Ruhe ermahnt.

Am 1.10. gingen noch einige Kindertransporte aus Kubin, Homolitz, Ploschitz und Karlsdorf mit der Eisenbahn ins Reich. Zu der geplanten Verschickung möglichst aller Kinder mit dem Ziel, ihnen die Strapazen des Trecks zu ersparen, wie diesen zu entlasten, war es bereits zu spät.

Plötzlich brachen die russischen Angriffsspitzen in das Banat ein: motorisierte Truppen stießen über Modosch vor und tauchten, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, zwischen dem 29.9. und 5.10. auf ihrem Weg nach Westen auch in den Dörfern der Donauschwaben auf. Eine überstürzte Fluchtbewegung setzte hier und da noch ein: über eine Ponton-Brücke über die Theiß bei Aradac verließen Gruppen der deutschen Bevölkerung von Groß-Betschkerek einschließlich der Volksgruppenführung das Banat; ein verhältnismäßig großer Treck von 500 Personen konnte am 1.10. mit Genehmigung der Partisanen Perlas verlassen, aus Kubin schlugen sich Volksdeutsche auf einem Kahn bis Semlin durch und gelangten von dort mit der Eisenbahn nach Österreich.

Familien und Einzelne strebten in regelloser Flucht den Theiß- und Donauübergängen zu, Wehrmachtseinheiten nahmen auf dem Rückzug bisweilen Grüppchen auf Lastwagen mit - im allgemeinen kam jedoch der russische Vorstoß zu überraschend, als daß sich nach den verpaßten Gelegenheiten in der letzten Septemberwoche noch ein geregelter Abzug aus den donauschwäbischen Siedlungen hätte durchführen lassen. Allein aus Weißkirchen wurden dank der Initiative des deutschen Ortskommandanten die Deutschen geschlossen auf dem Wege über Belgrad evakuiert.

Die genaue Zahl der Jugoslawiendeutschen, die seit dem Oktober 1944 unter der Besatzungsherrschaft der Russen und Partisanen zurückblieben, läßt sich nicht angeben. Sorgfältige Schätzungen beziffern sie auf ca. 200.000; danach ist die Mehrheit durch Evakuierung oder Flucht entkommen.<<

### **Fluchtvorbereitungen Anfang September 1944**

Erlebnisbericht der K. Sch. aus Kubin im Banat, Jugoslawien (x006/95-96): >>Anfang September 1944 rief uns der Bürgermeister und Ortsleiter Franz K. im Kulturbundheim zusammen und teilte uns mit, daß wir uns für eine eventuelle Evakuierung bereithalten sollten. Die Evakuierung würde nur vorübergehend sein. Sie würde auch nur dann erfolgen, wenn es die

militärische Lage erforderte. Vor allem sollten die Fuhrwerke bereitstehen und mitzunehmende Gegenstände bereitliegen.

Im Orte bemerkten wir zunächst keine Änderung der militärischen Lage. Die hier stationierten deutschen Truppen blieben. Demzufolge ließen auch die Evakuierungsvorbereitungen nach. Stimmen wurden laut, es sei besser, zu Hause zu bleiben; denn man sagte, wenn die Russen ins Banat kommen, dann kommen sie auch nach Deutschland. In beiden Fällen stünden wir dann unter ihrer Herrschaft. Da wäre es besser, zu Hause zu sein.

Am 8. September 1944, gegen 11 Uhr, gingen ganz unerwartet Melder der Deutschen Mannschaft von Haus zu Haus und sagten, man solle sich bereithalten, es sei soweit, daß ausgewandert werde. Am nächsten Tag ist der Befehl rückgängig gemacht worden. Wir gingen wieder unserer Arbeit nach.

Je mehr sich der Evakuierungstag hinausschob, desto schwerer konnte man die Leute zur Evakuierung überreden. Mein Schwiegervater sagte, die Russen seien keine schlechten Leute, er war selbst 4 Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft gewesen. Er beherrschte die russische Sprache, so daß er hoffte, sich mit den Russen zu verständigen. - An eine Partisanenherrschaft hatte niemand gedacht.<<

### **Flucht aus Neusatz Anfang Oktober 1944, Aufenthalt in Budapest, in Wien und im niederösterreichischen Waldviertel**

Erlebnisbericht des Professors J. P. aus Neusatz in Jugoslawien (x006/105-110): >>Es war am 4. Okt. 1944. Um 10.30 Uhr stand ich an der Tafel der VI. Klasse des Neusatzer Gymnasiums und erklärte die deutsche Wortfolge. Da riß ein junger Professor die Tür auf und meldete mir mit bleichem Gesicht, daß auf behördliche Anordnung die Schüler sofort zu entlassen seien und gleich zu ihren Angehörigen heimkehren sollten. - Was wir schon seit Tagen erwarteten, war eingetreten: der Feind stand vor den Toren, die Russen an der Theiß, die serbischen Partisanen in Peterwardein.

In 10 Minuten waren die Klassen leer, auf den Straßen jagten die Menschen mit ratlosen Mienen, rasende Gerüchte kreisten mit Windeseile. Auf dem Weg nach Hause ertönte der heulende Sirenenalarm. In einem fremden Schutzkeller packte mich die Angst um meine Familie. Zwei Töchter und die 3 kleinen Kinder der älteren waren schon seit einer Woche in Szepliget bei einer bekannten Familie, um sie dort vor den täglichen schweren Luftangriffen zu verschonen. Ich eilte, mich mit meiner Frau zu besprechen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Devise: Flüchten!

Das Militär war schon weggezogen, die nachbarliche Gendarmeriekaserne leer, alle Ämter verlassen, Banken, Geschäfte gesperrt, auf den Straßen zogen vollbepackte Wagen und Autos. Auf die Frage: wohin? zeigten die Flüchtlinge gegen Norden.

"Wenn alle flüchten, ich bleibe, habe keine Ursache zur Flucht", sagte ich. Wir beschlossen, daß meine Frau zu den Kindern fahren sollte und ich zu Hause bleibe.

Unterdessen spielten sich auf der Gasse aufregende Szenen ab. Im uns gegenüberliegenden Gymnasiumsgebäude, das jetzt ein deutsches Militärspital war, lud man eilig Kranke und Verwundete auf Autos. Ein Autobus blieb vor dem Hause stehen, er brachte Flüchtlinge aus dem Banat. Beim Absteigen stürzte eine alte Frau, sie wurde von Soldaten ins Gymnasium getragen, ihre 8jährige Enkelin blieb alleine auf der Straße und brach in verzweifelt Weinen aus. Wir nahmen das Kind auf, trösteten es; umsonst, die Großmutter ist gestorben.

Die Züge hatten riesige Verspätungen, es galt kein Fahrplan mehr. Wer reisen wollte, mußte sich auf den Zufall verlassen; da wurde die Lokomotive von Heckenschützen aufgehalten, dort mit Bomben belegt.

Wir gingen zur Bahnstation. Da sahen wir grausame Zerstörungen ... Auf Schutt und Asche suchten wir uns den Weg. Kein Haus war ganz geblieben, verkohlte Mauern ragten gegen den

trüben Himmel. Durch zerstörte Häuser, verwüstete Gärten erreichten wir den Bahnhof, der als Zielpunkt der englischen Flieger allein unversehrt blieb.

Stundenlang warteten wir auf den Somborer Zug; es hieß, daß dieser gleich wieder zurückfahren werde. Endlich kam er an, und zu unserem höchsten Erstaunen erblickten wir unter den zahlreichen Reisenden unsere Kinder, beladen mit Koffern und Paketen. Mit überstürzten Worten erzählten sie, daß sie um Mitternacht von einer Militärpatrouille geweckt und aufgefordert wurden, sofort zum Bahnhof zu gehen: das Dorf werde evakuiert, die Russen hätten schon die Theiß überschritten und zögen gegen die Donau; von den Flüchtlingen aber hätten sie haarsträubende Geschichten gehört. - Da sie unterwegs durch Telephonmeldungen erfuhren, daß in Neusatz ein Flüchtlingszug gegen Budapest bereit stehe, wollten sie gleich auf diesen umsteigen.

Umsonst war ich bemüht, sie zu beruhigen und heimzuführen. Unter Tränen und Beschwörungen willigte ich nach langem Widerstand ein, daß sie die Reise nach Budapest zu ihrem Onkel unternehmen. Sie stiegen ein, und wir Eltern eilten heim, um ihnen einiges für den Weg einzupacken. Die von den Russenangriffen gefährdete Strecke erschien uns für unsere Kinder doch zu gewagt, und wir entschlossen uns unterwegs, unsere Kinder nach Budapest zu begleiten. Dies ging alles so schnell, daß ich beim Einpacken meine goldene Uhr und die sonst unentbehrliche Brille am Tisch liegenließ und in der Eile nicht mehr zurückkehren wollte, in der Überzeugung, daß ich ja in 2-3 Tagen ohnehin zurückkommen würde. - Ich habe leider mein Haus zum letztenmal gesehen.

Die Reise von Neusatz bis Budapest dauerte sonst 6 Stunden, diesmal wurden es 24, nachdem wir schon 4 Stunden im vollgestopften Wagen auf die Abfahrt warteten. Wie bei jeder Panik, so gab es auch hier wüste Szenen. Nachdem die Plätze schon alle besetzt waren, kamen noch Unzählige mit ihren Koffern und Bündeln, mit kleinen Kindern und alten Müttern. Da trat man einem auf den Fuß, dort fiel ein Korb aus dem Netz, dem einen wurde es in der schlechten Luft übel, der andere öffnete das Fenster neben einer kranken Frau, bald brüllten zwei betrunkene Soldaten skandalöse Lieder, bald hörte man das Wimmern eines Säuglings. Bei manchen Stationen wartete der Zug stundenlang, überall wollten neue Flüchtlinge einsteigen, und die meisten brachten neue Greuelnachrichten.

Am späten Abend kamen wir in Budapest an. Todmüde, mit Kindern am Arm, schwer beladen mit Koffern, schleppten wir uns ... in der windigen, regnerischen Nacht auf die Straße. Da war nirgends ein Wagen oder Auto zu haben. Nach einer schweren Stunde erbarmte sich unser ein Schutzmann, requirierte für uns ein Auto in der verfinsterten Großstadt. Endlich erreichten wir die Wohnung des Schwagers. Wir bekamen gleich ein Zimmer und fielen in die Betten.

Am anderen Tag wollte ich schon zurück, konnte doch unser Haus nicht alleine lassen. Schon am Wartesaal hörten wir, daß die Partisanen über die Brücke gedrungen und in Neusatz eingezogen seien. Doch ich ließ mich nicht zurückhalten, löste die Fahrkarte und stieg ein. Meine Frau begleitete mich, geplagt von schlechten Ahnungen, und wollte bis zur Abfahrt im Zug bleiben.

Zu meiner Überraschung stieg auch der Werbaßer Professor St. ein. Unser Gespräch wurde auf einmal vom Lärm eines anrollenden Zuges gestört. Durchs Fenster erblickte ich eine Menge Neusatzter Bekannte. Der erste, den ich ansprach, fragte mich entsetzt, wohin ich wolle. Nach Neusatz, antwortete ich. Um Gottes Willen!, riefen die, die mich hörten; Neusatz sei doch schon besetzt, Stadträte und Kirchenrepräsentanten seien schon zusammengetrieben und eingekerkert. "Du rennst in den Tod!" rief der eine, "wir kamen mit dem letzten Zug!" der andere.

Ich lief zum Lokomotivführer, der teilte mir mit, daß er eben Befehl bekam, nur bis Kiskünhalas zu fahren. - Meine Bekannten eilten davon, jeder mit den eigenen Sorgen belastet. Ich sah die Ziellosigkeit meiner Reise ein, verabschiedete mich vom Kollegen St. und blieb in Buda-

pest. – St. ließ sich von den Gerüchten nicht abschrecken, fuhr bis Halas, kam nach Tagen in Werbaß an, wurde gefangen genommen und mit zwei anderen Professoren hingerichtet.

Die ungarische Hauptstadt war in höchster Aufregung. Tausende Flüchtlinge schwärmten obdachlos herum, auf den Straßen rannten aufgeregte Menschen; die Geschäfte waren voll von Käufern, jeder wollte sein Geld los werden, die Lebensmittel verschwanden. Wer nur konnte, flüchtete gegen Westen. Auf den Brücken wanderten Prozessionen von Pest nach Buda und von dort weiter.

Die Stadt wurde von den zurückströmenden ungarischen und deutschen Truppen überflutet, der Kriegsschauplatz kam immer näher. Jede Stunde mußte man bereit sein, auf den Sirenenalarm in den Schutzkeller eilen und dort bei Tag und Nacht bange Stunden zu verbringen. Es gab weder Kohle, noch Holz, und das Gas war stundenlang nicht zu gebrauchen. Ich habe nie so gefroren wie vor den eiskalten Marmorkaminen unserer mit Perserteppichen belegten und Plüschvorhängen gezierten eleganten Wohnung.

Der Kanonendonner war an manchen Tagen so stark, daß die Fenster klirrten. Eines Tages sah ich auf den Straßen Plakate angeklebt, welche die Bevölkerung zur Flucht vor den heranziehenden Russen aufforderten. Sofort eilte ich zurück, um Vorkehrungen für die Umsiedlung nach Ofen (Buda) zu treffen. Ich hatte dort einen langjährigen Freund und war dessen sicher, bei ihm in der schweren Kriegsnot auf eine Nacht Aufnahme zu finden, um danach weiterzuziehen. Da mußte ich leider die größte Enttäuschung meines Lebens erfahren. "Was willst du da?" fragte er mich mit verdrießlichem Gesicht, "was soll ich mit Euch anfangen?" Wortlos kehrten wir mit unseren Koffern und Rucksäcken und den Kindern am Arm zurück. Unsere Wohnung aber in einem 4stöckigen Palast hinter dem Petöfi-Denkmal wurde bald vollständig zerschossen (heute steht an der Stelle ein umzäunter Spielplatz für Kinder).

In den ruhelosen Tagen war eines meiner aufregendsten Erlebnisse, als ich Tausende jüdischer Männer, Frauen und Kinder in stummen Vierer-Reihen ihrem traurigen Schicksal entgegengetrieben sah. Erschüttert blieb ich unter den Gaffern stehen. - Ich konnte nicht ahnen, daß es meinen armen Landsleuten in der Batschka, die ihr Heim nicht verlassen wollten, auf den Befehl Titos ähnlich ... ergehen würde.

Eines Abends klingelte es an der Eingangstür, und zu unserer größten Überraschung trat mein älterer Sohn ein. Als deutscher Militärarzt erhielt er einen Granatsplitter und bekam Urlaub. Er vermutete, daß wir als Flüchtlinge in der Wohnung seines Onkels zu finden seien. Da sein Wagen auf dem fluchtartigen Wege von den Russen arg beschädigt wurde, ließ er uns mit einem Militärlastauto zum Bahnhof bringen, und wir konnten endlich per Bahn nach Wien reisen.

Vor der Abreise nach Wien mußte ich aber meine Tochter mit ihren drei Kindern in Sicherheit bringen. Auch für Erwachsene war die Flucht vor Kanonen ein gefährliches Unternehmen, mit Kindern aber war sie ein Spiel auf Leben und Tod. Meine Enkelkinder waren 10, 8 und 1 ½ Jahre alt. Wie konnte man sie in Sicherheit bringen? Wer wollte Kinder aufnehmen in einer Zeit, wo man um ein Brot Schlange stehen mußte!

Durch Zufall erfuhren wir, daß das Schwedische Rote Kreuz außerhalb der Hauptstadt ein Heim für Kinder erhielt. Ich eilte hinaus, um meine Enkel und die Tochter hier aufnehmen zu lassen. Ein reformierter Priester stellte ihnen gleich ein warmes Zimmerchen zur Verfügung; Kost und Verpflegung waren wie in Friedenszeiten. In den Zimmern hingen Kruzifixe, die Kinder beteten vor und nach dem Essen das Vaterunser. Doch schon am zweiten Tag bestätigte die Tochter meinen Verdacht: die Kinder waren alle kleine Juden, die Pflegerinnen aber waren ihre Mütter, sie wurden von acht jüdischen Ärzten betreut. Meine Kinder waren die einzigen Christen im "Schwedischen Roten Kreuz". - Ich war aber beruhigt, sie auf sicherem Platz zu wissen; wir konnten uns jetzt zu dritt mit der Frau und der jüngeren Tochter leichter bewegen und den Weg für eine sichere Zukunft suchen. Diesen glaubten wir in Wien zu fin-

den, wo mein jüngerer Sohn als Mediziner vor der letzten Prüfung stand.

Wien war schon in meiner Jugend der Wunsch meiner Träume, das Wien des letzten Kriegsjahres blieb mir aber wie ein riesiger Trümmerhaufen im Gedächtnis. Schon die Ankunft am Bahnhof bot ein trauriges Bild. Im arg beschädigten Gebäude lagen am Fußboden verwahrloste Gestalten herum, im Wartesaal war eine Luft zum Ersticken. In der frühen Morgenstunde machte ich mich auf den Weg zu meinem Sohn. Müde schleppte ich mich durch die große Stadt. Augekommen, las ich auf der Namensliste: Dr. L. P. Eine wohltuende Wärme lief durch meinen ganzen Körper: mein jüngerer Sohn ist also auch zum Arzt promoviert worden. Es war die erste Freude seit Wochen. Doch erfuhr ich gleich danach, daß er nach der Promotion einrücken mußte. Ich nahm sein Zimmer in Besitz und eilte zurück, um die Meinigen "heimzubringen".

Ich hoffte bei einer Oberschule eine Anstellung zu bekommen. Man stellte mir eine in Reichenberg in Aussicht. Es vergingen Wochen, die Ernennung aber blieb aus. Kein Wunder! Niemand wußte, was der Morgen bringt! Die Ämter waren stundenlang geschlossen, die Beamten saßen während der Fliegeralarme im Schutzkeller. Wer morgens wegging, konnte froh sein, wenn er abends seine Wohnstätte unversehrt wiederfand. In manchen Stadtteilen blieb kein Haus ohne Schaden. Einmal fiel eine amerikanische Bombe 20 m von unserer Wohnung in einen Garten, der Luftdruck fegte die Dächer der ganzen Umgebung weg. Ein anderes Mal sprang ich mit meiner Tochter noch rechtzeitig vom Straßenbahnwagen ab und eilte in den Schutzkeller vor dem Wiener Rathaus. Als wir nach zwei Stunden herauskamen, fanden wir unseren Wagen völlig zertrümmert. Kein Tag verging ohne traurige Erlebnisse. Wir verkauften allmählich Ringe und Ketten, um den Hunger stillen zu können.

In tiefer Sorge um meine in Budapest gebliebene Tochter und ihre drei kleinen Kinder stand ich eines Tages am Fenster und schaute in den kalten Winter hinaus. Da erblickte ich beim Nachbarshaus eine Frau mit Kindern, wie sie mit dem eisigen Wind kämpfte. Entsetzt erkannte ich in den Armen meine eigenen Kinder. Ich rannte zu ihnen. Halb erfroren, sanken sie mir in die Arme; doch als ich sie in unser Zimmer führen wollte, stand die Hausfrau vor mir und wollte den Kindern den Eintritt verbieten, ihr Parkettboden sollte von den schmutzigen Schuhen nicht naß werden. Noch heute ballt sich mir die Faust, wenn ich an diese Szene zurückdenke.

Mit bewegten Worten schilderte mir die Tochter ihre Angst, die sie in der von den Russen gestürmten Stadt Budapest hatte; das Haus, in dem ich sie gesichert glaubte, wurde zerstört. Ein deutsches Militärauto nahm sie mit den Kindern auf und brachte sie bis Győr (Raab). In einem Gasthaus fand sie hier Unterkunft, mußte ihre Kinder neben betrunkenen Soldaten auf der nackten Erde betten, in grimmiger Kälte auf Gelegenheit warten und streckenweise bis Wien weiterfahren. - Da war es schwer, mit sieben Personen in einem kleinen Zimmer zu leben, auch nahm die Stadt Wien in der verhängnisvollen Zeit keine Familien mit Kindern auf. Nach einem kurzen Aufenthalt in einem Wiener Durchgangslager mußten meine Kinder sich wieder von uns trennen. Mit einem Transport kamen sie nach Frankenstein in Schlesien. Als die russische Front auch dahin immer näher rückte, wurden die Flüchtlinge wieder gegen Westen konzentriert, und so kamen die Meinigen nach Korneuburg bei Wien.

Es war eine schreckliche Zeit. Kein Tag verging, daß Wien und die Umgebung nicht mit Bomben belegt worden wäre. Wer sein Haus verließ, wußte nicht, ob er es nicht in Trümmern, seine Angehörigen als Leichen wiederfinden werde.

Das unreine Lager, die im Schutzkeller verbrachten nächtlichen Stunden, die Masernepidemie, die das jüngste Kind schwer mitgenommen hatte, dann die Sorge um den Familienvater, von dem man nicht einmal wußte, an welcher Front er war, brachten meine kleine Familie der Verzweiflung nahe.

Als sich die Möglichkeit bot, mit einem Kindertransport in das Waldviertel (im nördlichen

Teil Österreichs) zu fahren und als wir selbst auch mitfahren konnten, beeilten wir uns, dem Gefahrenzentrum Wien zu entkommen. Nach langer Reise kamen wir in das kleine Dorf Grünbach an der Thaya. Es war noch Winter, doch sangen schon die heimgekehrten Stare, und die Ruhe des Dorfes tat den abgemarterten Nerven wohl. In einem Bauernhaus fanden wir freundliche Aufnahme, in der Bäuerin lernten wir einen aufrechten, edlen Charakter, eine hilfreiche Seele kennen. Mit Liebe und Sorgfalt nahm sie sich der ausgehungerten, von Krankheit und Elend herabgekommenen Kinder an. Auch wir konnten uns in der waldigen schönen Natur bald erholen. - Den einfachen, guten Menschen schreibe ich jedes Jahr vor Weihnachten meinen dankbaren Brief.

Lange dauerte unsere Ruhe nicht. Besorgt lauschten wir jeden Tag am Radio, wie sich die russischen Truppen näherten. ...<<

### **Flucht nach Ungarn im Oktober 1944**

Erlebnisbericht des Schriftsetzers Franz G. aus der Stadt Neusatz in Jugoslawien (x006/112-117): >>5. Oktober ... Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, die Regierung habe den Zugverkehr in der Batschka eingestellt. Vor der evangelischen Kirche wickelte sich nunmehr der ganze Verkehr ab. Durchreisende Trecks holten sich dort Weisungen und fragten nach Post der Soldaten. Der ganze "gestiefelte Rattenschwanz in Braun" war längst feige ausgerissen. Ehre und Achtung verdiente als einziger Ortsgruppenleiter L., der pausenlos und unermüdlich die Geschäfte leitete.

6. Oktober. Die Ortsgruppe des Volksbundes der Deutschen hatte einige Autobusse aufgebracht. Ortsgruppenleiter L. fertigte sie rasch ab. ... Und dann traf noch ein kurzer Eisenbahnzug ein, der gestürmt wurde. Das Straßenbild wurde immer öder. Nirgends sah man noch Soldaten, auch in der Kaserne nicht, sie waren schon vor Tagen ausmarschiert.

7. Oktober. Den ganzen Tag pendelten wir vom Bahnhof zur ev. Kirche und umgekehrt. Ein großer Teil der Deutschen war noch unschlüssig, ob sie fliehen oder bleiben sollten. ... Ein sehr langer Eisenbahnzug lief ein, doch nur für die Postbeamten. Bald darauf lief noch ein kurzer Zug ein, der von jenen, die geduldig ausharrten, in ein paar Minuten besetzt wurde. Seit Tagen gab es kaum mehr Brot, die "Hyänen" diktierten die Preise. Die Läden waren nunmehr restlos geschlossen. Die Hüter von Gesetz und Ordnung, die ungarische Polizei, waren dabei, den ... Radfahrern die Fahrräder und den ... (Fuhrleuten) Pferde und Wagen wegzunehmen.

8. Oktober. Der Wirrwarr in der Stadt hatte seinen Höhepunkt erreicht. Die Kopflosigkeit der Behörden ... zeigte sich auf Schritt und Tritt. Gestern wurde die generelle Mobilisierung verkündet. Wer sollte noch einrücken und wohin? ... Ein Beamter rief die wenigen Passanten vor dem Magistratsgebäude zusammen und riet zur Flucht. ... Er mußte doch wissen, daß der Zugverkehr eingestellt war. Mein Hausherr schaute zu, wie die noch zurückgebliebene Bahnhofswache (ungarische Honved-Truppe) das Bahnhofsmagazin plünderte. Die Nachbarschaft schloß sich diesem Beispiel gleich brav an. - Die reichsdeutsche Kommandantur verließ die Stadt. - Ich kam vom Heim und wollte gerade in meine Gasse einbiegen, als ich merke, daß sich vor dem Krankenhaus die Gendarmerie und Polizei sammelte und bald darauf unter Mitnahme der enteigneten Fahrräder, Pferde und Wagen geschlossen in Richtung Futok abmarschierten. Verkehr war nur noch bei der evangelischen Kirche, wo OG-Leiter Lebherz noch immer die auf ihn einstürmenden Volksgenossen und noch durchziehenden Treckführer beruhigte. Noch zogen Kolonnen vorbei und suchten hastig die zu Haufen liegende Post durch. - Seit Tagen wieder einmal Fliegeralarm.

9. Oktober. Gott sei's gedankt, ... (erhielten wir) die allerletzte Fluchtmöglichkeit. Im Heim wurde vormittags bekanntgegeben, die Wehrmacht habe 2 Schleppkähne zur Verfügung gestellt. Diese Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Am Nachmittag wurde es am Donau-



ufer lebendig. Nach und nach sammelten sich Flüchtlinge, hauptsächlich Frauen mit Kindern. Alle waren todernst und konnten die Zeit nicht erwarten, bis die Erlaubnis zum Einsteigen gegeben wurde. Zuerst wurde der Kahn für die Jareker freigegeben. ... (Es waren) kaum Männer da; wir Neusatzler halfen beim Verstauen. Dann wurde unser Kahn, der größere, freigegeben. Unser Transportleiter wurde der Kaufmann Josef K. Der Kahn hatte drei Abteilungen, die gut belegt waren, wir waren im dritten Abteil. Als die Anker gelichtet wurden, war es schon finster.

10. Oktober. Hoffnungsvoll ging die Fahrt bergwärts. Die Verpflegung der Flüchtlinge übernahm die Wehrmacht. ... Wir hatten 343 Personen an Bord. Auffallend hoch war die Zahl der Kleinkinder.

11. Oktober. Der Schleppkahn legte in Vukovar an, wo wir vorerst blieben. Wer mochte, ging an Land. Der Verkehr war rege. Aus Slawonien kommend, reihte sich Treck an Treck an, wo ganze Gemeinden auf den Beinen waren. ... Zum Großteil lenkten alte Männer und Greise oder Frauen die Pferde. Ein Fall war für mich besonders ergreifend: Eine Frau saß allein auf dem Wagen, in einer Hand das Leitseil, in der anderen hielt sie ein Baby, während sie ihr Pferd lenkte. - Die Vukovarer dachten noch nicht an Flucht.

12. Oktober. Wir lagen noch immer in Vukovar. Die Verpflegung war zwar kalt, doch reichlich und sehr gut. K. und ich sprachen so wie gestern beim Volksbund vor wegen Milch für die Säuglinge und Kleinkinder, da sich die Abfahrt verzögerte. Es wurden wieder vierzig Liter abgekochte Milch zum Schleppkahn gebracht. Die Vukovarer waren auch ansonsten diszipliniert.

13. Oktober. In der Nacht kamen noch einige Schleppkähne mit Flüchtlingen zu, die aber nach kurzem Aufenthalt weiterfuhren. Ansonsten verlief der Tag wie gestern.

14. Oktober. Die OG Vukovar beschenkte uns und die Jareker in großzügigster Weise mit Lebensmitteln auf Tage hinaus. Die Liebesgaben bildeten einen kleinen Berg an Konserven, Trockenwürsten, gemahlenem Kaffee, Butter, Schmalz usw. Alle diese Gaben wurden kommissionell nach Kopfbzahl der Familie klaglos aufgeteilt. Erst hieß es in der Früh, der Wasserweg sei oben gesperrt, wir müßten zu Lande weiter. Gegen Mittag fuhren wir dann doch ab.

15. Oktober. Der Schleppkahn legte in Gombos wohl an, doch um 7 Uhr früh fuhren wir weiter. Hier faßten wir für drei Tage Verpflegung. Abends waren wir in Mohacs. Das Kommandoschiff verfügte über ein Radio, das ständig zuversichtliche Frontberichte durchgab.

16. Oktober. Die einlaufenden Frontberichte und die Berichte der Flüchtlinge lauteten ungünstig. Der Wasserweg nach Budapest wäre von Russen blockiert. ... Die Leute gingen in die Stadt, um ... Einkäufe zu besorgen. Vormittags gab es Fliegeralarm. - Wir kriegten hier Brot, viel Brot, vier und fünf Kilogramm schwere Laibe, die durch die Luftfeuchtigkeit am Wasser schwache Schimmelansätze zeigten. Die Frauen kannten noch keinen Hunger, die meisten warfen diese Laibe über Bord. Ich war darüber verärgert und rief ihnen zu, sie sollten damit nicht so verschwenderisch sein, vielleicht würden sie es noch suchen, für uns sei noch nicht aller Tage abend.

20. Oktober. Der Wasserweg (war) endgültig gesperrt. Die Schleppkähne, deren Zahl auf 11 oder 12 angewachsen war, mußten geräumt werden. Bei Mohacs liegt an der Donau eine sehr große Ziegelei. Sie wurde dazu auserkoren, die Flüchtlinge vorübergehend zu beherbergen. Gruppenweise wurden wir in die Trockenanlagen (der Ziegelei) eingewiesen. Neusatz und Jarek kriegten Baracke 2, Leiter wurde wieder Kamerad K. Schätzungsweise waren hier etwa sechstausend Flüchtlinge.

Mit dem Verlassen der Schleppkähne zog die Wehrmacht ihre schützende Hand von den Flüchtlingen. Ab Neusatz hatte die Wehrmacht geradezu väterlich für uns gesorgt. Die Verpflegung war klaglos; entlang des Weges wurden wir von einem kleinen Kriegsschiff ... und 2 Minensuchbooten bewacht. ... Täglich kam der Arzt zumindest einmal ... zu uns. Diese Geste

erzeugte ein grenzenloses Vertrauen in die deutsche Wehrmacht und das Deutsche Reich, denen die Volksdeutschen dieser Gebiete ihre Söhne, Väter und Gatten anvertrauten. Angesichts dieser Fürsorge überkam uns ein wohliges, beruhigendes Gefühl.

In Mohacs hatte der Abgeordnete Dr. T. die Betreuung der Flüchtlinge übernommen. Es gab nach 11 Tagen erstmals wieder warmes Essen. Das Essen, von Frauen aus den eigenen Reihen in vierzehn Kesseln zubereitet, war sehr gut und schmackhaft. Die OG Mohacs stellte einen Arzt, der täglich im Lager ordinierte.

Die ungünstigen Nachrichten rissen nicht mehr ab. Die ersten Vukovarer Flüchtlinge stießen zu uns.

21. Oktober. Eine einundsiebzig Waggons lange Garnitur, vorwiegend offen Güterwaggons, rollte ein. Den Abtransport leitete die Wehrmacht. Ferner Kanonendonner war seit gestern deutlich vernehmbar. In einer Nachbargemeinde marschierte eine SS-Einheit durch. Einige Neusatzer waren auch darunter. Ich hatte in der Kreisleitung an einer Konferenz mit dem Abgeordneten Dr. T., Gebietsführer S. u.a. teilzunehmen, nachdem ich die Stelle des Leiters K. übernommen hatte (ein sehr undankbares Amt). Einige Frauen hatten (zahlreiche) ... Beschwerden, immer wieder lagen sie dem Lagerleiter Dr. T. in den Ohren. In den letzten Tagen gab's oft Fliegeralarm. ...

22. Oktober. Auch heute traf eine Garnitur Loriswagen ein, die gegen Abend abrollte.

23. Oktober. In der Nacht setzte wieder leichter Regen ein. Ein dritter Zug kam in der Frühe an und wurde trotz Regen sofort besetzt. ... Um 14 Uhr rollte unser Zug, 70 Waggons, fast durchweg offene Eisenbahngüterwagen, ab. Es regnete ohne Unterlaß. Mensch und Gepäck litten, doch wer fragte danach? ...

24. Oktober. In der Nacht standen wir wegen Überfüllung des Bahnhofs auf offener Bahnstrecke vor Fünfkirchen. Erst in der Frühe konnten wir einfahren. Der Bahnhof glich seit Tagen einem Heerlager. Die Flüchtlinge konnten wegen Waggonmangel nicht abgeschoben werden. Mittags hielten wir in Barcs. Die Gendarmerie verwehrte den Flüchtlingen den Ortseingang. Die Lebensmittel waren zum Großteil aufgezehrt. Die Leute hatten Hunger.

25. Oktober. Von gestern auf heute waren wir in Berzence. Auch dort verwehrte die Gendarmerie den Flüchtlingen den Ortseingang. Auf einem Gut in der Nähe war gerade Kartoffelernte. Zwei, drei Wagen fuhren beim Bahnhof vorbei. Wir wollten Kartoffeln kaufen, die Fuhrmänner nahmen jedoch kein Geld, es waren alte Männer, wenn nicht Greise. "Nehmt, so viel ihr braucht, ihr Armen", sagten sie. Und wir nahmen und kochten am Bahnhof, so gut wie wir es eben vermochten. Seit dem 22. Oktober ... (endlich wieder) den ersten warmen Bissen im Mund.

26. Oktober. In der Frühe trafen wir in Nagykanizsa ein. Mit kurzen Unterbrechungen regnete es noch immer unentwegt. Immer mehr und mehr Leute wurden krank. Kameraden wollten das Spital anrufen, ... doch der Stationsvorsteher gestattete die Benutzung des Telefons nicht. ... Die Flüchtlinge waren über die Brutalität des Bahnbeamten empört. Der Zug rollte mit den Schwerkranken weiter.

27. Oktober. In den frühen Morgenstunden trafen wir in Sopron (Ödenburg) ein. ... Bald darauf traf ein volksdeutscher Arzt mit 2 Schwestern ein. Zuerst wurden die Schwerkranken ins Krankenhaus gebracht, die Leichtkranken behandelt und zum Schluß die Toten (ein alter Mann, 3 alte Frauen und 2 Säuglinge) auswaggoniert. Es regnete, regnete, regnete. Gegen Mitternacht traf unser Zug (größtenteils offene Güterwaggons) in der ersten reichsdeutschen Stadt, in Ebenfurth (Ostmark bzw. Österreich), ein. Hier gab es warmen Milchkaffee nach Bedarf, reichlich Brot, Trockenwurst und Butter.

Von Mohacs weg waren die Flüchtlinge ernährungsmäßig auf sich selbst gestellt, da sie sich in Ungarn nichts kaufen konnten. Sie mußten ihre Vorräte, die sie zunächst noch reichlich hatten, ökonomisch handhaben. Als sie später Hunger verspürten, schlug die Stimmung ge-

waltig um.

28. Oktober. Der Zug, der in Richtung München fuhr, rollte um ½ 9 Uhr von Ebenfurth ab und traf in Wien am Bahnhof Hütteldorf gegen ½ 1 Uhr mittags ein, wo meine Gattin und ich ausstiegen. Für uns beide war der Fluchtweg zu Ende.<<

### **Flucht nach Schlesien von Oktober bis Dezember 1944**

Erlebnisbericht des Lehrers Josef Z. aus Militsch in der Batschka, Jugoslawien (x006/132-133): >>Am 8. Oktober kam der Aufruf zur Abfahrt, denn die Russen kamen jeden Tag näher, und die Partisanen ließen sich auch schon bald ... sehen. Zögernd nur kamen einige Wagen angefahren, insgesamt waren es nur 20, die losgefahren sind. Nach und nach kamen andere Wagen dazu, so daß der Treck auf 100 Wagen anstieg. Die Fahrt ging über Sombor, Baja, Kolocsa bis Dunavöldvar längs der Donau. Bei Dunavöldvar fuhren wir über die Donaubrücke, und dann ging es weiter nach Westen. ... Auf der Straße bewegte sich eine endlose Kolonne von Flüchtenden aus der Batschka und aus dem Banat.

Täglich machten wir 70-80 km. Zu Mittag wurde gerastet und gegessen, abends suchten wir einen guten Platz für das Nachtlager. Nie waren wir in Dörfern, sondern in der Nacht (blieben wir) im Freien. ... Abends sah man überall Feuer aufflackern, und es wurde eifrig gekocht. In der Frühe ging es dann wieder weiter ins Ungewisse, denn niemand wußte, wohin wir ziehen würden. ... Unterwegs gingen Frauen und Männer meistens zu Fuß neben dem Wagen, und nur Kinder blieben auf den Wagen, so wurde es den Pferden leichter gemacht. Oft mußten wir stundenlang stehen, weil die Straße verstopft war. Neben allen Entbehrungen hatten wir Glück, daß das Wetter schön war, geregnet hatte es bisher nicht. So kamen wir am 30. Oktober in dem westungarischen Túskevar an.

Die Bevölkerung empfing uns sehr unfreundlich, nur wenige hatten ein Zimmer bekommen, die meisten unserer Leute mußten auf ihrem Wagen hausen, und es war ein Glück, wenn sie ... in eine offene Scheune fahren konnten, obzwar unsere Leute der Bevölkerung mit ihrem Gepann beim Maiseinfahren und Ackern behilflich waren. Dazu regnete es noch fast jeden Tag. An Menschenleben hatten wir bisher 3 Tote zu beklagen. ... In Túskevar hatten sich noch 20 Wagen aus der Heimat angeschlossen, so daß unser Treck 120 Wagen mit insgesamt 860 Personen zählte. Am 13. November kam der Befehl zum Weiterfahren; rasch wurde das ganze Hab und Gut auf den Wagen geladen und der Treck setzte sich wieder gen Westen in Bewegung. Nach 4 Tagen kamen wir in Ödenburg an.

Am 17. November überschritten wir die österreichische Grenze bei Klingelbach. Wieder ging es weiter nach Westen. ... Da wir jetzt schon große Verluste an Pferden hatten, mußten wir rasten. ... Manche haben Pferde getauscht und da auch viele Wagen unbrauchbar waren, mußten viele unserer Leute mit der Eisenbahn nach Schlesien transportiert werden.

Bei Latz überschritten wir die tschechische Grenze und kamen am 28. November mit 75 Wagen nach Modritz. Von hier aus ging unsere Fahrt nördlich. ... Am 2. Dezember überschritten wir die schlesische Grenze bei Müglitz.

Am 9. Dezember kamen wir, durchgefroren und müde, mit 70 Wagen in Waldenburg an. ... In Waldenburg und Umgebung wurden unsere Leute in Lagern verteilt. Alles war froh, endlich ausruhen zu können und einen warmen Ort zu haben.

Die Freude dauerte aber nicht lange. Schon am 14. Februar kam ein Marschbefehl, weil die Russen sich näherten, und wir fuhren wieder zurück in die Tschechei ... Am 17. Februar 1945 kam der Treck, der nur noch 40 Wagen zählte, in Königgrätz an. ... (Wir) kamen am 1. März 1945 in Hohenfurt an. Diese Fahrt, die 14 Tage lang dauerte, war die schrecklichste, denn es herrschte grimmige Kälte; Leute und Pferde waren durchgefroren und völlig erschöpft. Unser Häuflein zählte nur noch 300 Personen ... Damit fand die Wanderung ein Ende; es war ein Weg von ungefähr 2.000 km, den wir mit Roß und Wagen zurücklegten. ...<<

## **Evakuierungsmaßnahmen in der Batschka im Oktober 1944**

Erlebnisbericht des Lehrers J. H. aus Apatin in der Batschka, Jugoslawien (x006/134-137): >>

Im September 1944 wurde der Stab eines Luftwaffenkommandos, das sich, von Griechenland kommend, nordwärts absetzte, in Apatin stationiert.

Durch den Einbruch der Russen ins Banat entstand für das Gebiet und für die Bevölkerung eine äußerst bedrohliche Lage. Obwohl die Gemusterten aus der dritten SS-Pflichtaktion beschleunigt einberufen wurden, war es angesichts der geringen vorhandenen kampffähigen Truppen klar, ... daß das Gebiet in der Batschka militärisch nicht verteidigt werden konnte. Die einberufenen Volksdeutschen wurden ohne Ausbildung, ohne ausreichende Waffen, ja vielfach in Zivilkleidern in den Kampf geworfen. Sie kämpften tapfer ... und entrichteten einen hohen Blutzoll.

Die Gefahr für die Bevölkerung, für die Soldatenfrauen, -mütter und -kinder, für die Alten war riesengroß; sie mußten evakuiert werden. Was taten der ungarische Staat, das deutsche Oberkommando, die VOMI? Der ungarische Staat und dessen Vertreter glaubten nicht mehr an einen deutschen Sieg, sie schrieben die Batschka wieder ab und waren bemüht, sich und ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Das deutsche Oberkommando in Budapest befürchtete eine Schwenkung der Ungarn, es mußte sich bemühen, ... diesen die Bereitschaft und die Fähigkeit des Reiches zu beweisen, die Russen wieder zurückzuschlagen.

Eine Evakuierung der Deutschen aus der Batschka, aber wäre eine schlechte Stütze dieses Beweises gewesen, sie mußte daher unterbleiben. Obergruppenführer L., Leiter der VOMI, der im Lande herumreiste, blies ins gleiche Horn. Er wollte von einer Evakuierung ... nichts wissen. Er beschwichtigte den Volksbund und tat zunächst nichts. Es bleibt unverzeihlich, daß sich Herr L. einer Aufnahme in das Deutsche Reich widersetzte und eine Evakuierung nicht geplant und vorbereitet hatte. - Ich las später in den Akten des VDA-Gauverbandes Gablonz/N in einem Bericht ein Telegramm an die VOMI oder an Herrn L. vom 10. oder 12. Oktober 1944: "Reichsführer-SS wünscht, daß Volksdeutsche aus der Batschka in das Reich aufgenommen werden."

Der Apatiner Volksbund mußte zur Selbsthilfe greifen und tat, was er konnte. Zunächst wurden mit Hilfe des deutschen Luftwaffenkommandos die Plätten und die kleinen Motorschiffe der Apatiner (etwa 20 Fahrzeuge) vor dem Zugriff der Ungarn gesichert. Danach wurden sieben große eiserne Schlepper der Apatiner Schiffsbesitzer zusammengezogen, der Bau des in einem Seitenarm liegenden großen neuen Motorschiffs der Firma Braun und Piry soweit vorangetrieben, daß es in wenigen Stunden in Fahrbereitschaft gesetzt werden konnte, und 300 hl Rohöl bereitgestellt.

Es war verhängnisvoll, daß kein Evakuierungsbefehl bekanntgegeben werden konnte; eine Flucht auszulösen und die Leute in ein ungewisses Schicksal zu stürzen, wagte niemand. Obwohl Aufregung und Besorgnis wuchsen, herrschte Ruhe und Ordnung. Wertvollste Zeit mußte in Untätigkeit verstreichen, bis schließlich der Staat am 6. Oktober die Evakuierung der Batschka anordnete; die Gebietsleitung des Volksbundes schloß sich an und forderte die Leute zur Evakuierung auf. Ein Evakuierungsbefehl konnte aber noch nicht bekanntgegeben werden. "Über die Donau, nach Westungarn", so mußten die beschwörenden und bestürmenden Fragen beantwortet werden.

Die Donau war vermint, die Schifffahrt äußerst gefährdet, der Wasserweg lang, die Zeit kurz, denn die Russen zogen starke Kräfte an der Theiß zusammen. Dazu kam, daß ein Apatiner Motorschiff auf eine Mine aufgelaufen und gesunken war. Holzschiffe waren (zwar) sicher, aber zu klein und der starken Strömung im Oberlauf der Donau nicht gewachsen. Es blieb nur der Landweg. Die Leute sollten samt Fuhrwerken und auch zu Fuß über die Donau gesetzt werden, wo sie in Vörösmart die Eisenbahn und Straße erreichen würden. Das Apatin gege-

nüberliegende Ufer war ein mit ... Schilf bestandenes, von vielen großen Wasserarmen durchzogenes Überschwemmungsgelände (4 km), das es zu durchqueren galt, wobei die Zu- und Abfahrt auf dem Donaudamm von Apatin und nach Vörösmart (12 km) als gut bezeichnet werden konnte. Mit den eisernen Schleppern sollten Lebensmittel und Gepäck womöglich bis nach Deutschland befördert werden.

Apatin besaß keine Fähre. Die Fähren in Bezdan und Mohacs waren wohl dem Alltagsverkehr, keineswegs aber einem Massenandrang von mehreren tausend Fuhrwerken gewachsen. Es mußten daher zuerst Fähren gebaut werden, wie sie an dieser Stelle der Donau noch niemals eingesetzt wurden. ... 2 Plätten (Holzschiffe) von je 200 t wurden mit vielen massiven Querbalken verbunden und diese mit einem starken Flachboden bedeckt und dessen Rand mit einem starken Geländer versehen. Auf diese Weise entstand eine Ladefläche von 340 qm. 4 Fähren wurden gebaut. ... Motorschiffe, die die Plätten ziehen sollten, standen bereit.

Das Holz (starke Baumstämme) für die Querbalken wurde von dem bei Sombor liegenden Flugplatz mit Landschleppern herbeigeschafft. Damit die Balken vierkant geschnitten werden konnten, mußte vorerst das am Ufer liegende große Sägewerk, das schon jahrelang stilllag, repariert und angetrieben werden. Das viele Abdeck- und Geländeholz wurde von den Apatiner Holzhandlungen und der Möbelfabrik bereitwillig zur Verfügung gestellt. Zur Gepäckbeförderung von Apatin nach Vörösmart sollte ein Fahrzeug-Pendeldienst eingerichtet werden. Damit die Durchschleusung durch Vörösmart reibungslos vor sich ging, wurde eine Platte mit Lebensmitteln, Medikamenten, Geschirr, mit den Matratzen und Decken des Erziehungsheimes ausgerüstet und mit einem Vorkommando und mit Hilfspersonal nach Vörösmart geschickt, eine Durchgangsstation zu errichten.

Es wurde fieberhaft gearbeitet, fast Tag und Nacht, und die materiellen und organisatorischen Voraussetzungen der Evakuierung geschaffen, die psychologischen und moralischen konnten aber nicht mehr geschaffen werden: Die Bevölkerung folgte dem Aufruf des Volksbundes nicht mehr; nur wenige Fahrzeuge fuhren später bei Apatin über die neuen Fähren.

Als wesentlichsten Grund muß das Fehlen eines klaren Evakuierungszieles genannt werden. "Zunächst über die Donau, in die Baranja, nach Westungarn", das reichte nicht. Das erwartete und mit Berechtigung erwartete Ziel, nach Deutschland, wagte der Volksbund nicht auszusprechen, nachdem ihm die Hintergründe bekannt waren. Was sollte man über die Donau fliehen, wenn man nicht im Deutschen Reich aufgenommen wurde. Sollte man nachher, wenn die Russen Ungarn überrannt hätten, in die inzwischen ausgeplünderten und zerstörten Häuser zurückkehren; dann könnte man ohnehin bleiben, wo man war!

Das Vertrauen zu Deutschland war, nach dem was am 20. März 1944 und danach geschehen war, tief erschüttert (gemeint ist die Zwangsaushebung von Volksdeutschen zum Dienst in der Waffen-SS). Die Reden vieler Soldaten, was man in Deutschland wolle, dieses könne die Flüchtlinge nicht ernähren, die Ausgebombten nicht unterbringen und die Flüchtlinge auch nicht, verfehlten nicht ihre Wirkung. ... Was sollte man in Ungarn, wenn man deren Freund nicht war? Man habe nichts verbrochen, den Serben sei kein Leid geschehen, und die Russen seien auch Menschen, man müsse diese nur gut bewirten und ihnen gut kochen, ... dann werde die Zeit auch vorübergehen.

Man hätte in Deutschland nur Interesse an unseren Kindern, an unseren Männern und an unserem Wohlstand, an uns keines! Man wußte und fühlte, daß man sich in der Heimat noch lange halten und versorgen könne, daß man aber alsbald hilflos wäre, wenn man diese verlasse. Dazu kam die Dreiteilung Apatins, und in dieser Notzeit wäre Einheit nötiger gewesen denn je. Eines bestärkte das andere, eines lehnte sich an das andere, und man blieb.

Von großer Bedeutung war auch, daß die Evakuierung nicht anschließend an deren Bekanntgabe in Gang gesetzt werden konnte. Die Apatiner Bevölkerung konnte unmöglich in Trecks evakuiert werden, denn sie bestand nur zu einem Drittel aus Bauern. Der Apatiner Volksbund

hatte sich noch in der Nacht nach der Bekanntgabe in Sombor vergebens um Hilfe bemüht, den Frühzug anzuhalten, mit ihm sollten Kinder evakuiert werden. Sie wurde für später in Aussicht gestellt; es war der letzte Zug. Wäre der Kindertransport abgegangen, dann wäre die Evakuierung in Gang gekommen.

Nicht unwesentlich war, daß die Männer der dritten SS-Aktion wenige Tage vor der Evakuierung einberufen wurden. Die Frauen waren unentschlossen und der Hilfe bedürftig. Die vorrangigste Aufgabe dieser Männer wäre gewesen, ihre Familien in Sicherheit zu bringen, denn die Heimat konnten sie, waffenlos und unausgebildet, ohnehin nicht verteidigen.

Schließlich muß auch das völlige Versagen des ungarischen Staates genannt werden. Seinen Vertretern lag an der Evakuierung der Deutschen nichts. Das Telephon war für Privatleute, für den Volksbund, ja sogar für deutsche Kommandos gesperrt; die Eisenbahn wurde zurückgezogen, statt daß sie verstärkt in den Dienst gestellt worden wäre, und dies, obwohl sie noch tagelang hätte verkehren können.

Ein staatlicher Evakuierungsplan wurde nicht bekanntgegeben, obwohl ein solcher bestand. Fahrzeuge des Staates waren nicht zu sehen. Gendarmerie und Flußwacht, welche die Bevölkerung in Friedenszeiten bedrängt hatten, waren mit sich selbst beschäftigt. Das Gebiet war abgeschrieben. Wichtig war die eigene Sicherheit und die Evakuierung der Gemeindekasse. Der Oberstuhlrichter (Landrat) konnte sich und seine Habe nur mit Hilfe eines deutschen Kommandos und auf einem deutschen Wagen in Sicherheit bringen.

Von Apatin waren nicht viele geflüchtet, (nur) einzelne, welche die sich bietende Gelegenheit wahrgenommen hatten, mit deutschen Truppen, mit einzelnen Kommandos, mit dem Stab der Luftwaffe, auf Schnellbooten (wegzukommen). Der überwiegende Teil der Bevölkerung blieb, er ließ sich auch später nicht durch einen Volksdeutschen SS-Offizier (Valentin B.) zur Evakuierung bewegen, er blieb und ging seinem schweren Schicksal entgegen.

Die Russen hatten bei Becej einen Brückenkopf gebildet und über die Theiß eine Unterwasserbrücke geschlagen, die am 10. Oktober fertig war. Der Vorstoß quer durch die Batschka stand bevor. Der Volksbund beschwor noch in letzter Stunde die Bevölkerung zur Evakuierung. Vergebens. Er vernichtete die Kartei und die Akten, auch alle Aufnahmen, verteilte das vorhandene Geld an die Soldatenfrauen und löste sich auf (11. Oktober 1944).

Der Landrat verließ am 11. Oktober 1944 Apatin und setzte somit der ungarischen Herrschaft ein Ende.

SS-Untersturmführer Sepp M., ein Apatiner, der mit etwa 70 Apatiner Urlaubern im Einvernehmen des deutschen Kommandos eine Kampfseinheit gebildet hatte, übernahm den Schutz und die Sicherung der Ordnung. Er konnte durch den Volksbund vom Plan einer gewaltsamen Evakuierung, der Zerstörung von Betriebseinrichtungen und von Racheakten abgehalten werden. - Abgesehen von den Ausschreitungen am 20. März und der Fahndung nach flüchtigen SS-Zwangseinberufenen und ihrer Zwangsverschleppung wurde in Apatin keinem Menschen ein Haar gekrümmt, von seiten des Volksbundes nicht und von seiten der deutschen Truppen und Kommandos auch nicht. Auch die Serben blieben verschont; in Apatin gab es keine Partisanentätigkeit.

... Die Russen stießen bei Senta in die Batschka, überquerten bei Apatin die Donau und bildeten einen Brückenkopf, um den schwere Kämpfe entbrannten.

Was geschah mit den vier großen Fähren und den Anlegebrücken? Sie wurden, nachdem sie für die Apatiner nicht erforderlich waren, nach Mohacs abgeschleppt und eingesetzt. Die Straßen waren von den endlosen Trecks der Volksdeutschen aus der Batschka verstopft und die kleine Mohacser Fähre war außerstande, den Andrang zu bewältigen. Erst als die Apatiner Fähren eingesetzt waren, kamen die Trecks wieder in Gang. So dienten die Fähren schließlich, wenn auch nicht den Apatinern, so doch der Evakuierung, für die sie gebaut wurden. Ihr Einsatz bewahrte Tausende von flüchtigen Deutschen der Batschka vor russischem Zugriff. ...<<

## **Evakuierungsvorbereitungen im Ansiedlungsgebiet der Gottscheer Deutschen in der Untersteiermark und Fluchtversuch nach Österreich im Mai 1945**

Erlebnisbericht des Pfarrers Alois K. aus Altlag in der Gottschee, Jugoslawien (x006/156-162): >>Im Herbst 44 haben manche schon einige Sachen in Kisten weggeschickt, um für alle Fälle wenigstens etwas zu retten. Es waren verhältnismäßig wenige, die wußten, wohin sie was senden könnten. Außer in einigen Einzelfällen, besonders in der Stadt, war es verschwindend wenig, was so gerettet werden konnte. Jene, die ihre Kisten in die Steiermark oder nach Niederösterreich und Wien schickten, verloren es dort, bevor sie selbst kommen konnten. Sehr bald auch wurde das Wegschicken eingestellt, weil die Bahn keine Sendungen mehr annahm.

Im Februar 1945 hieß es dann zum "Volkssturm" einrücken. Da mußte alles mit. Manche versuchten wegen Gebrechlichkeit oder Kränklichkeit oder irgendeinem Fehler loszukommen. Aber ein Herr der Stellungskommission sagte: "Wem nicht beide Hände oder beide Füße oder beide Augen fehlen, der soll sich nicht bemühen freizuwerden."

Die Beschädigten und Gebrechlichen wurden zum Train eingeteilt, darunter waren auch 60jährige Männer, die seit Jahren nicht mehr ohne Stock gehen konnten. Wenn ein solcher sich bei der Stellung auf sein Fußleiden berief, dann warf man seinen Stock auf den Boden und sagte, er sollte ihn aufheben, konnte er das, dann mußte er mittun.

Einer vom Train ... sagte mir einmal, ich gehöre wegen meiner Asthmaerkrankung auch zu ihrer Abteilung, worauf ich spaßweise die Antwort gab: "Danke, zur Krüppelkompanie gehe ich nicht." Das sagte ich, weil ein Bemühen um eine solche Umstellung wahrscheinlich umsonst gewesen wäre und weil sie es dort eigentlich nicht leichter hatten. Sie mußten oft sehr viel tragen und dann erst noch exerzieren.

Geistliche wurden eigentlich nicht eingezogen, ich aber wohl. Warum? Das ist mir nie klar geworden. Bei einer kleinen Schlußfeier nach der ersten Abrichtung hielt der Bezirkskommandant des Volkssturms eine Ansprache, wobei er lobend hervorhob, daß sich der Pfarrer freiwillig ... eingereiht habe. Alle staunten darüber, ich am meisten, nämlich, daß ich "freiwillig" dabei sei. In Wirklichkeit wurde ich genauso einberufen wie jeder andere auch. Ja, was nannte man damals von amtlicher Seite nicht alles "freiwillig"!

Mit der Zeit erhielten wir auch eine Uniform, es waren alte, abgetragene von Grenzfinanzern. Die Aufschläge mußten wir abtrennen und andere aufnähen ... Späterhin waren die Übungen für den Volkssturm nur noch an Sonntagen. Ich bat um Erlaubnis, später kommen zu dürfen als die anderen Männer, weil ich Frühgottesdienst hatte, und am Nachmittag wieder früher weggehen zu dürfen, da ich wieder in einer anderen Pfarre Abendmesse hätte.

Die Erlaubnis wurde mir immer bereitwillig gegeben. Dies wohl deshalb, weil diese Ausnahme nicht ein Vorteil oder eine Bequemlichkeit für mich, sondern eher ein Opfer von mir zugunsten des Volkes war; etwas mag auch die Tatsache dazu beigetragen haben, daß ich immer gutwillig und ohne jedes Sträuben mittat. So machte ich am Sonntag die militärischen Übungen mit und hatte trotzdem am selben Tage noch drei Gottesdienste an verschiedenen Orten, was mich mit der ganzen Volkssturmangelegenheit mehr versöhnte, denn ich war zufrieden, daß ich trotz allem in meinem Beruf tätig sein konnte.

Es mag von mir als "Volkssturmmann" sehr un militärisch gewesen sein, war aber für mich als Priester selbstverständlich, daß ich in dieser Zeit täglich den Herrgott gebeten habe, er möge mich davor bewahren, daß ich jemals in die Lage käme, auf Menschen schießen zu müssen.

Evakuierung: Ostern 1945 wurde die Evakuierung von Rann und Umgebung vorbereitet. Ein Zug, in dem alles mitgehen sollte, Frauen, Kinder, Greise, alles Gepäck (ohne Möbel), Vieh usw. hieß "Treck". ... Ich bekam die Aufgabe, zwei Gemeinden zu organisieren und für diese dann der "Treckführer" zu sein. Ich tat es. Anderswo taten es andere Männer. In acht Tagen

war alles soweit, daß wir ohne weiteres hätten ziehen können; aber da dies nicht erlaubt war und auch nicht mehr abgeblasen werden konnte, wurde immer weiter organisiert bis ins kleinste, was natürlich nie hätte funktionieren können. Es wurde alles überorganisiert.

Die Männer bei der Kreisführung ... jammerten, daß sie ganze Nächte an der Organisation arbeiten müßten; in Wirklichkeit sofften sie die Nächte in den Kanzleien, wenigstens traf ich sie in der Früh mehrmals betrunken und sah die Schnapsflaschen unter dem Tisch; sie aber behaupteten, sie hätten die ganze Nacht gearbeitet. Ich mußte oft dorthin, da ich Treckführer für zwei Gemeinden war. Zu organisieren gab es schon lange nichts mehr, und doch mußte immer wieder was gefunden werden, was nach Tätigkeit aussah.

Nur das eine geschah in dieser Zeit, daß doch Frauen mit ganz kleinen Kindern, dann auch solche mit vielen Kindern samt etwas Gepäck mit Autobussen nach Kärnten gebracht wurden, die letzten Tage dann auch mit der Eisenbahn (wobei man auch alte Leute mitnahm). Aber die beiden letzten Züge kamen nicht mehr durch: der eine gar nicht, der andere wurde noch von Brück an der Mur von den Russen nach Marburg zurückgeschickt, wo diese Leute auch ihres Gepäcks beraubt wurden.

Wir hier im Siedlungsgebiet sahen seit Wochen, daß die Straßen schon sehr besetzt, zeitweise überfüllt waren von Militärautos, die aus Kroatien heraufkamen, von kroatischen Flüchtlingen und besonders von Ustaschas (eine kroatische Miliz). Wir aber durften nicht fort.

Die Flucht: Am 8. Mai ... hieß es: Heute mittag zieht alles los. Endlich! - Aber es war zu spät! Organisiert war so, daß jeden Tag eine andere Gemeinde bzw. ein anderer Treck auf die Reise gehen sollte. ... Die Fülle von Militärautos; Kroaten und Ustaschas hatte sehr stark zugenommen. In diesen Wirbel hinein sollten nun auch unsere Trecks, und zwar alle auf einmal! Es sah von vornherein hoffnungslos aus; aber wir wollten es versuchen, denn fort mußten wir, daß sah jeder ein. Konnte doch schon lange niemand mehr begreifen, warum wir noch da sein mußten und nicht schon längst über alle Berge sind. Endlich sollte es nun doch gehen.

Aber schon vom Wohnort weg funktionierte die Sache nicht. Auf der überfüllten Straße war es ganz ausgeschlossen, sich geschlossen einzureihen; auch die einzelnen Fuhrwerke hatten es schwer, auf die Straße hinauszukommen. Damit war von Anfang an die größte Unordnung, und das Unglück begann. Die ersten 2 km gab es oft Stockungen, die Fuhrwerke mußten nach 200-300 m immer wieder für längere Zeit stehenbleiben, es war furchtbar schwer weiterzukommen.

Nach 3 km durfte niemand in die kürzere Straße über Skopitz einbiegen; ... wir mußten den Umweg über Zirkle nehmen. Dort kamen noch viele andere dazu. Langsam wälzte sich die ganze Masse vorwärts; Militärautos fuhren immer wieder vor. Da es ganz aussichtslos war, den Zug jetzt irgendwie in Ordnung zu bringen, gab ich mir viel Mühe, wenigstens eine Übersicht darüber zu gewinnen. Ich fuhr mit dem Rad nach vorn und wieder zurück zu den letzten und wieder nach vorn (wobei ich oft über Wiesen fahren mußte, da auf der Straße kein Platz war), - alles war umsonst, nicht einmal einen Überblick über meinen Treck konnte ich gewinnen.

Hinter Großdorf ... kamen kroatische Ustaschas in großen Mengen zu Fuß, reitend und mit Wagen. Schreiend, schimpfend und fluchend drängten sie sich rücksichtslos durch und vor, man mußte sich fürchten vor diesen Menschen. Unsere Ochsen- und Kuhgespanne hatten die größten Schwierigkeiten. Wir kamen noch mehr auseinander.

Bei Haselbach war eine Seitenstraße ... Erstens mußte das Vieh, das 6 Stunden auf dem Marsch war, gefüttert werden, wer weiß, wann wir wieder eine solche Möglichkeit finden würden, auf der Hauptstraße war dazu keine Gelegenheit; zweitens hoffte ich, hier könnte sich der Treck sammeln. Zu diesem Doppelzweck schaffte ich die Leute unseres Zuges auf die Seitenstraße, konnte aber ... nur einen Teil erfassen.

Wie verwirrt die Leute schon waren, zeigte folgendes Beispiel: Eine Frau ... hatte sich den



Fuß gebrochen, hörte ich. Als ich die Frau suchte, erfuhr ich, man habe sie aufs Feld neben die Straße gelegt und dort gelassen. Natürlich begriff ich nicht, wie man das tun konnte: "Wir können die Frau doch nicht dort umkommen lassen!" Es werde das Rote-Kreuz-Auto kommen und sie weiterführen, sagte man. "Woher sollte heute noch ein Rote-Kreuz-Auto kommen? Das ist doch längst auf der Flucht! Und wenn es noch da wäre, wie wollen Sie es verständigen?"

Der Mann schaute mich entgeistert an und sagte: "Ich weiß nicht wie oder was, ich kenne mich nicht mehr aus." Tatsache war, daß wir uns allesamt nicht mehr auskannten; aber deswegen durfte man doch nicht eine Frau mit gebrochenem Fuß einfach aufs Feld setzen; wenn wir sie nicht mitnehmen würden, nahm sie niemand mehr auf, hatte doch jeder mit sich selbst genug zu tun. Ich fuhr mit dem Radi zurück, um sie auf irgendeinen Wagen aufzuladen und sie herzubringen, fand sie aber nicht. Zurückgekommen verlangte ich, daß ein leichter Wagen zurück sollte, und jemand, der wußte, wo man die Frau abgelegt hatte, mußte mitfahren, um die Frau herzubringen. Das bereitete Schwierigkeiten, aber schließlich setzte ich es doch durch. So bekamen wir die Frau wieder her.

Inzwischen wurde es Abend. Andere Flüchtlinge kamen von anderen (Straßen) in unsere Reihen. ...

Hinter uns in den Dörfern, in denen am Vormittag noch unsere Leute waren, (hörte man) Sprengungen, die am Abendhimmel unheimlich aufleuchteten. ... Was wird gesprengt? Wer sprengt? Einzelne Brände sehen wir in den Ortschaften, Schießereien hören wir. Sind es Feinde, die die Flucht hindern wollen? Sind die Schießereien zwischen deutschem Militär und Banditen, oder schießen diese auf unsere Leute? Einzelne Flieger sind über uns, ob Freund oder Feind können wir nicht mehr unterscheiden. Ist vielleicht schon die Front so nah hinter uns? Es ist ein wahres Kriegsgetümmel! Ganz im Ungewissen, in vollständiger Unwissenheit müssen wir ... warten, können nichts tun, können auch nicht weiterflüchten. Hie und da schläft einer für eine halbe Stunde auf dem Wagensitz ein.

In der Nacht äußere ich meine Befürchtung: Ich fürchte, morgen sind wir soweit, daß wir die Fuhrwerke mit allem, was darauf ist, stehenlassen, den Rucksack oder sonst ein "Pinkele" (Bündel) nehmen und uns glücklich schätzen werden, wenn wir mit dem ... durchkommen. Es schaut ganz darnach aus. Die Männer sind derselben Meinung, die Frauen schauen uns schweigend an, auch sie geben sich keinen Hoffnungen mehr hin, aber sie jammern auch nicht. Aber noch kann sich niemand von seiner Habe trennen, noch geht niemand von seinem Wagen und seinem Gepäck, ist es doch alles, was er noch hat; noch wollen wir es versuchen. Wir spekulieren, wie wir uns wieder auf der Straße einreihen könnten, auf der Lastauto um Lastauto rollt und die dichtgedrängten Fuhrwerke überholt. Nur einzeln gelingt es, wenn hie und da einmal die Autokolonnen abreißen.

Gegen 4 Uhr morgens kommt mehr Bewegung in unsere Reihen, langsam kommen wir auf die Straße hinaus und sind wieder im selben Trubel wie gestern. ...

Knapp vor Gurkfeld, links von der Straße, lagern Weitentaler, die zweite Gemeinde meines Trecks. Ich will sie auf den Weg schaffen. Die Lehrerin (Zellenführerin) habe gesagt, es werde bis 7 Uhr gerastet. Weiter vorn, rechts, ist Dr. H. mit seinem Traktor, gehört auch zu den Weitentalern. Ich will ihn sprechen. Er hat Wachposten aufgestellt und darf nicht geweckt werden. Ich erkannte, daß ich, obwohl Treckführer, nichts zu sagen hatte. Wir gehen weiter. 300-400 m weiter kommen wir. Am Eingang vor Gurkfeld müssen wir stundenlang halten; während dieser Zeit kommen wir hier und da einmal um eine Wagenlänge vorwärts, mehr nicht. Es stockt alles von der Brücke her. Unsere Fuhrwerke sollen ... über die Brücke hinüber auf das linke Saweufer, am rechten fahren nur Autos. Auto um Auto fährt uns vor, andere, die von auf der anderen Seite gekommen sind, müssen herüber, da drüben die Straße zu eng ist. Wir stehen, warten, schauen und kommen nicht vom Fleck.

Ca. 8 Uhr (überqueren) wir die Brücke ... in Wiedem. ... Wir sind also in 4 Stunden 3 km weit gekommen. Das sind schöne Aussichten für eine solche Flucht, haben wir doch an die 200 km zurückzulegen, bis wir über die Karawanken (Kärntner Grenze) sind! Die Weitentaler hatten mit ihrem Lager insofern recht, als einige Stunden früher oder später auf der Straße kaum den Unterschied von 2 km ausmachten. ...

Hier im Orte war es nicht besser. Die Straße war ebenso überfüllt, von unten herauf strömten immer neue Massen nach. Es brauchte lange, bis sich hie und da ein Fuhrwerk in die Fahrzeugschlange einreihen konnte, alles war wieder zerstreut.

Langsam wälzte sich das Ganze vorwärts. ... Das Unangenehmste waren jetzt die Ustaschas mit ihrem Geschrei und Gedränge. Das waren ganz wilde Leute, die wildesten, die ich je im Leben angetroffen hatte. (später erfuhr ich allerdings, daß sie noch nicht die schlimmsten waren).

Ich bemühte mich, nach vorne und nach rückwärts zu sorgen, es war ganz ausgeschlossen, war unmöglich. Die Straße auf dieser Seite der Sawa war sehr eng. Selten war eine Stelle, wo ein Fuhrwerk dem anderen vorfahren konnte; wo dies der Fall war, benützten es die Ustascha (die hatten ausschließlich Pferdegespanne), um vorzufahren, sonst aber schrien, schimpften und fluchten sie immerfort. Meistens war es so, daß ich auch mit dem Rad nicht vorwärts konnte, die Straße war zu eng, außerdem waren auch noch viele Ustascha zu Fuß neben den Wagen. Ein Ustascha nahm schon sein Gewehr von der Schulter und wollte mich mit dem Kolben schlagen, es gelang mir, ihn etwas zu beruhigen.

Nachdem ich die Aussichtslosigkeit meiner Bemühungen endlich einsah, setzte ich mich auch auf einen Wagen, ich war wirklich schon sehr müde. Die Mittagsrast wollte ich benützen, um irgendwie etwas zu ordnen, auch das war vergebens. Jeder tat, was ihm gefiel, oder besser gesagt, was er glaubte, tun zu müssen, weil er nicht anders konnte. Beim Aufbruch versuchte ich es wieder, alles war umsonst.

In Lichtenwald wurde die Stockung immer ärger. Die Ustaschas drängten sich in Massen vor, Zivilisten müssen beiseite, schrien sie, doch hatten auch sie Frauen und Kinder auf den Wagen. Bald konnten auch sie sich nirgends mehr durchdrängen. (Es war) ein fürchterliches Gedränge, Geschrei und Getriebe, ein Wogen ... von Fußgängern hin und her: Die Stockung war vollständig. ... In Steinbrück (18 km weiter vorne) ... war die Straße vollgestopft von Pferde-, Ochsen- und Kuhgespannen und Scharen von Menschen, besonders von Frauen und Kindern. ... Einige spannten das Vieh aus, damit es fressen und rasten sollte. Auf längere Zeit war keine Aussicht, weiter zu kommen.

Hier traf ich auch den Kompanieführer unseres Volkssturms, der gestern Abend mit dem Pferdegespann schon weit vor uns war, hier aber auch noch nicht weiterkommen konnte. Ich klagte ihm, daß ich weder gestern noch heute irgendwelche Ordnung zustande gebracht hätte, hier sei es auch ganz unmöglich. Er sagte, daß ich in Anbetracht dieser verwirrten Lage jeden weiteren Versuch lassen und nur für mich sorgen sollte.

Am späten Nachmittag verbreitete sich die Nachricht von der Kapitulation Deutschlands. Erst wußte noch niemand, sollte ... (man) es glauben oder nicht, war es doch jedem ... klar, daß in diesem Falle unsere Flucht zu Ende war. ... (Es herrschte) vollständige Ratlosigkeit. Als eine Art Bestätigung dafür erschien uns die Nachricht: Zwischen Steinbrück und Römerbad lassen die Partisanen niemand mehr durch. - Dort war eine enge Straße durch den Wald, den Bergabhang ansteigend. Dieses Stück Straße sperren war nicht schwer. - Alle mußten dort die Waffen abliefern. Unser Treck war gut bewaffnet, er würde die Waffen auch abgeben. Aber die Ustascha? Und wir waren mitten unter ihnen. Wenn die schossen, würde auch zurückgeschossen, natürlich auf alle!

Es sieht schlimm aus. Einige fahren von der Straße auf die Wiese hinaus und spannen das Vieh aus. Wir treten hin und her, vom einen zum anderen, alles ist ratlos, jeder fragt, niemand

weiß was zu sagen. K. redet uns zu, wir sollen nicht versuchen weiter zu fliehen und da bleiben. Ich spreche noch mit einigen, dem Karl W. sage ich, daß es mir schon vorkommt, es wäre besser, wir gehen zu seinem Bruder Anton nach Sawenstein. Er kann sich auch nicht entschließen. Jemanden was zu fragen hat keinen Zweck mehr, keiner weiß, was er tun soll, noch weniger weiß er, einem anderen zu raten. Wir sind auf dem toten Punkt angelangt.

Eine schwache Stunde vor der Dämmerung sah ich 20-30 wild dreinschauende junge Männer und Burschen, mit Gewehren und Maschinenpistolen bewaffnet (sie waren in Zivilkleidung), ich hielt sie für Ustascha. Als ich nach einer Viertelstunde von einem anderen Wagen herüberschaute, waren sie aufgestanden und gingen über die Straße dem Bahngleise zu. Fleischer K., den ich darauf aufmerksam mache, schaut ihnen nach, ... er hat sie als Partisanen erkannt.

Mein Entschluß war rasch gefaßt, ich nahm meine Aktentasche vom Wagen, ließ alles andere Gepäck zurück, sagte zur Köchin, ich wisse nicht, ob ich heute noch zurückkomme, und ging. - Damit hatte ich jeden Versuch einer weiteren Flucht aufgegeben. Irgend jemanden zu bereeden oder ihm zu raten, er solle es auch so machen, wagte ich nicht, wußte ich doch nicht, ob es das Bessere wäre ... Damit kam ich von der Masse unserer Leute und zugleich um alles, was ich noch hatte retten wollen. ...<<

### **Flucht mit der Eisenbahn, Mißhandlung durch jugoslawische Partisanen in Tüffer**

Erlebnisbericht des Tischlermeisters Franz M. aus Büchel in der Gottschee, Jugoslawien (x006/167-169): >> Von Mitte April 1945 hatten wir dann ständig Alarmdienst, und die Sache wurde immer aussichtsloser; es wurden Trecks zusammengestellt, um die alten Leute, Frauen und Kinder zu evakuieren, um zu retten, was zu retten ist. Die deutsche Wehrmacht befand sich in Massen auf dem Rückzug, vom Balkan kommend ...

Als am 8. Mai 1945 der Zusammenbruch kam, haben ich und meine Frau noch schnell einige Habseligkeiten zusammengepackt, Kleider, Wäsche, Schuhe und Lebensmittel, und haben diese Sachen zur Bahn befördert, da uns gesagt wurde, daß noch ein Zug abfahren wird in Richtung österreichische Grenze; das war auch tatsächlich der Fall. In der Nacht ist dann dieser Zug abgefahren, voll beladen mit Menschen und den allernötigsten Habseligkeiten, aber der Zug ist zirka 2 km außer der Station stehengeblieben, auf offener Strecke und kehrte in der Frühe am 9. Mai wieder zurück in die Bahnstation, wo noch einige vollbeladene Wagen angehängt wurden, und ist dann am Abend 9.5.1945 endgültig weitergefahren.

In dieser Nacht, die ich nie vergessen werde, ist es wirklich zugegangen, als ... (hätte) man die Hölle weit aufgerissen. Frauen und Kinder haben geweint und geschrien, überall wurde geschossen. Die Straßen waren blockiert von dem Wirrwarr, eine endlose Völkerwanderung war ausgebrochen. An eine Rettung dachte wohl niemand mehr in diesem Chaos.

Morgens, am 10.5., sahen wir, daß unser Zug auf einer Brücke stand. ... Im Laufe des Vormittags wurde unser Zug nach ... Tüffer (geschleppt), zirka 10 km südlich von Cilli in der Untersteiermark. Dort sind wir dann schnell ausgestiegen, um ein wenig Luft zu holen; wir waren der Meinung, daß unser Zug bald weiterfahren würde, aber wir wurden bald eines Besseren belehrt. ... Von allen Seiten kamen Partisanen und zündeten die Waggons an, und so mußten wir unsere Habseligkeiten auf schnellstem Wege herausholen. ...

Als dann der Abend herankam, schleppten wir unser Gepäck in eine bombardierte Textilfabrik in der Nähe vom Bahnhof. ... Im Freien stellten wir 2 Ziegelsteine auf und machten ein Feuer an, um etwas Suppe zu kochen, denn wir hatten noch etwas Mehl und Fett. Nach fünf Tagen ging ich zu einem Bäcker, um etwas Brot zu bekommen. ...

Auf einmal kamen die Partisanen in großen Massen aus den Wäldern, und nun ging das Martyrium los. ... Am Abend, 16. Mai 1945, mußten wir ... unser gesamtes Gepäck wieder in die Textilfabrik zurückschleppen und wurden dort total ausgeplündert. Dokumente, Bargeld,

Bankbücher, Kleider, ... kurzum alles, was wir hatten, raubten sie uns. ... Meine Frau konnte die Ohringe nicht schnell genug herausnehmen, da riß ihr ein Partisan einen Ohrring ... heraus. ... Als diese Plünderung nach Mitternacht ziemlich beendet war, mußten sich die Männer ganz nackt ausziehen und die Frauen und Kinder bis aufs Hemd. ... Dann haben die Partisanen die ganzen Kleider durchsucht nach Schmuck und Geld; am liebsten hatten sie Schnaps. ...

Bei dieser Kleiderdurchsuchung haben sie ... (einen nackten) Mann ... auf einen großen Tisch geworfen. 2 Partisanen haben den Befehl bekommen, dem Mann mit einem 2 Meter langen und 4 bis 5 Zentimeter dicken Stock 25 Hiebe zu verabreichen; und wir alle mußten ... zuschauen, auch die Frau und seine 2 Kinder mußten zusehen. ... Der Mann hat geheult vor Schmerzen und wir alle haben geweint. ... Der Kommandant sagte, wer noch einen Muckser macht, kommt als nächster auf den Tisch - und die Schlägerei ist weitergegangen, bis die 25 Hiebe alle waren. ...

Als die Schlägerei vorüber war, durften wir uns wieder anziehen; und dann ist der andere Zirkus losgegangen. ... Ein Partisan kam mit einer Ziehharmonika und spielte feste darauf los. ... 2 Partisanen mit Schere begannen ihre schändliche Arbeit. ... Dem einen haben sie ein Hakenkreuz in die Haare geschnitten, aber wie! - und dem anderen haben sie willkürlich die Haare ausgerissen. Einem alten Mann mit starkem Schnurrbart haben sie die eine Seite Bart ganz weggeschnitten und die andere Hälfte stengelassen. ...

In ... der Fabrik ... waren (gefangene) Ustascha; wir haben sie zwar nicht gesehen, aber wir haben diese Menschen brüllen gehört wie die Löwen, wenn sie zu irgendeiner Stunde in der Nacht ... schwer mißhandelt und geschlagen wurden. Gottscheer Augenzeugen ... mußten zusehen, wie sie diese armen Männer geschunden haben, bis sie dann eines Tages doch ... erschossen wurden.

Nach dieser schrecklichen Nacht sind wir dann zur Arbeit eingeteilt worden. Einige Tage mußte ich ... Pferde eingraben, die schon ziemlich verwest waren. Wir haben sie zu den Bombentrichtern geschleppt und notdürftig zugescharrt; dann haben wir Büromöbel übersiedeln müssen; und endlich, bald zum Schluß, haben wir dann bei einer bombardierten Brauerei die Ziegel saubermachen müssen und ein Stück weiter weg aufschichten. ...<<